

Hoffnung trotz K. o.

*Mit «Boxerinnen» ist am
Wochenende das 3. Zürcher
Nachwuchsfestival
Hope & Glory zu Ende
gegangen. Wertung eines
schwitzenden Punktrichters.*

Von **Peter Müller**

Kaum hatte die zweite Runde begonnen, gingen die Scheinwerfer aus. Nicht zu fassen. Endlich war der Abend ein bisschen spannend geworden. Endlich durften die beiden Frauen im Ring tun, was sie offensichtlich besser können als schauspielern. Die lange jüngere griff an, links, rechts und dann eine schnelle Gerade, die stämmige ältere verteidigte sich wacker. Bis der K.-o.-Schlag von Regisseurin Gudrun Herrbold kam.

Eine Stunde zuvor hatten die Kämpferinnen, begleitet von triumphalen Trompeten, die Arena des Theaters Neumarkt betreten. Das Warm-up-Programm zog sich hin. Schattenboxen, Seilspringen, Schläge gegen den Sandsack. Zur Auflockerung gab es Flashbacks in die Kindheit. Schwer schnaufend erzählte die eine Boxerin das Märchen von der Fischjungfrau, die sich in einen Prinzen verliebt und zu ihrem Unglück in ein Menschenkind verwandelt wird. Und während niedliche Ballettmädchen über die Neumarkt-Bühne trippelten, gestand ihre Gegnerin, dass sie sich halt lieber mit Winnetous Schwester identifiziert habe. Wow.

Nichts, das aufwühlt?

Der flauere Abschluss des Festivals kam nicht ganz überraschend. oo war kein aufregender Jahrgang für Hope & Glory. Meist gab es solides Handwerk zu beklatschen. Clever variierte der Regienachwuchs, was das Theater heute bewegt: die Frage nach der Authentizität in einem medialen Leben, nach Echtheit und Inszenierung. Und wie die Arrivierten dachte man sich dafür Räume und Spielorte aus, die möglichst wenig an den alten Guckkasten erinnerten, Club, Lesesaal oder eben den Boxring.

Derart einleuchtend war das alles, dass im Rückblick Enttäuschung bleibt. Nichts irritierte, nie schlug eine Inszenierung über die Stränge, keine wurde extrem, nicht einmal extrem schlecht. Merkwürdig brav und unpersönlich wirkten die meisten Aufführungen. Der Drang, unbedingt etwas erzählen zu müssen, war kaum je zu spüren. Am ehesten beim einzigen Mann im ausgewählten Quintett. Albert Liebl verbiss sich in sein Thema, den Extremalpinismus, und blieb doch locker. Seine Pseudo-Talkrunde «Tod am Everest» hatte verqueren Humor.

Liebls vier Kolleginnen dagegen schien nichts unter den Nägeln zu brennen. Vielleicht hatte die Distanziertheit auch ihr Gutes. Sie machte den Blick frei. Anders als früher bei Hope & Glory kreiste diesmal die Welt nicht bloss um den eigenen Nabel und die Lieblingsplatte; Falk Richters Kultstück «Gott ist ein DJ», stilsicher inszeniert von Michaela Göskén, blieb die Ausnahme. Daneben Boxerinnen und Bergsteiger im Theater anzutreffen, war eine angenehme Überraschung. Barbara-David Brüesch wagte überdies einen treuherzigen Blick auf die exotischen Machos in Colin McPhersons «Salzwasser». Und Anina La Roche erinnerte gar daran, dass vor dreissig Jahren ein gewisser Fassbinder «antitheater» gemacht hatte. Historisches Bewusstsein am Nachwuchsfestival – wenn das keine Hoffnung ist.

Tages - Anzeige 18. 04. 00